

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

154 (4.7.1928) Die Mußestunde

Die Klüßestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

27. Woche 48. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 4. Juli 1928

Wir haben nichts . . .

Wir haben nichts als unser Werk und unseren Team, und alle anderen Dinge, die uns lächlich überfallen wie Nacht und Nebel und kleiner Kinder Vallen, — sind weniger als Schatten; find Luft im stenzenlofen Raum

der unfer Welt erfüllt. Wir spüren kaum, daß sie durch unferer Tage weitebaute Vallen hinwegewen. Nur manchmal schlaen läßlings Krallen uns ins Fleisch, fest lärmend eines Kleibes Saum durch unferer Jahre tiefe Andachtsstille. Schreit Fuß und Zerkeln von fremden Mern her, aus einem Band, das unbekannt und felsam weit.

Und spüren hart und doch nur halb von ungefaßt, wie sehr dem eigenen Blute wir entwelt, und Einfaßheit bleibt nur als letzte Wehr.

Kurt Offenburg.

Durchs Innere von Persien

Reiseerlebnisse von Heins Schäfer

(Nachdruck verboten.)

Am von Azerbaïdian nach Perien auszureisen, benötigte ich von der Sowietregierung in Eriks das Begleitfchreiben des dortigen Gouverneurs. Nach einigen Stundenlangen Verhandlungen mit den Behörden erhielt ich endlich das für mich so wichtige Dokument. Meine Wanderung durch den wilden Kaukasus, Armenien und Azerbaïdian dauerte verschiedene Wochen, bis ich endlich Djoulfa, die Grenze von Azerbaïdian und Perien erreichte. Djoulfa, ein armeliges Dorf, welches durch die Rämpfe der roten und weißen Armee fast ganz zerstört wurde, liegt mitten in einem Taltefel, am Fuße des persischen und armenischen Hochlandes. Die Bevölkerung, die teils aus Armenien, teils aus Tartaren besteht, widmet sich hauptsächlich der Landwirtschaft. Das Klima ist schlecht, es gibt viel Malaria.

Bei meiner Ankunft in Djoulfa war mein erster Gang zu der im Orte befindlichen Sommelbehörde, wo ich nach dreißigtündigem Aufenthalt, jedes Glühendes Raier wurde geprüft, endlich mein Ausreisevisum erhielt. Und bald hatte ich Djoulfa hinter mir, wanderte durch unwegsame romantische Täler, vorbei an typisch turkischen Aniedlungen in südlicher Richtung Tabris zu. Ich befand mich wieder in fremdem Lande, vor dem ich vielfach gewarnt wurde, doch gewöhnlich interessieren diese Länder am meisten.

Wer kann lesen?

Es war Abend, ich bivouakierte in dem kleinen Orte Kafch, das aus etwa zwanzig Hütten bestand. Mein Zelt war aufgeschlagen. Ich lag am Lagerfeuer und bereitete den von mir geschöhenen Saft zu. Die Eingeborenen, meistens Kurden, lagerten unweit und betrachteten neugierig das Zubereiten meines Nachtmahles. Ich wartete auf das Erscheinen des Scheichs. Doch ruhig konnte ich mein Essen einnehmen. Gemächlich eine Zigarette rauchend, lag ich am Feuer und erwartete den Besuch der Kurden. Zu Dritt kamen sie auf mich zu, wilde Gestalten, wie ich sie nicht mal im Kaukasus sah. Unwillkürlich erschüerte ich die Waffe, mein Hund sprang auf und stellte sie, doch ich hörte ich den Gruß „Laida“. Ich wußte, vorläufig war keine Gefahr, und lud sie durch ein Zeichen ein, bei mir am Feuer Platz zu nehmen. Ich präsentierte dem Scheich das Begleitfchreiben der persischen Gesellschaft in Erivan, doch keiner der Anwesenden konnte weder lesen noch schreiben. Der Scheich war unzufrieden, da ich mich kaum mit ihnen verständigen konnte, sie zogen sich zur Beratung zurück. Mitunter hörte ich ziemlich laute Worte. Endlich kam der große Rat wieder auf mich zu. Ein noch jüngerer Kurde verlanate das Begleitfchreiben. Kaum hatte er dasselbe durchgesehen, sprang er in die Höhe und Härte die übrigen Kurden auf. Die Dorfbewohner wurden gerufen und halb lagen alle auf Ordnung des Scheichs am Boden und begrüßten mich. Es wurden Tänze aufgeführt, mit allerhand kriegerischen Spielen der jungen Kurden. Endlich, es war Mitternacht, gab der Scheich das Zeichen zum Aufbruch. Nachmals eine Suldana und ich hatte Ruhe. Bald schlief ich an Seite meines treuen Hundes, immer noch im Geiste sah ich die Tänze der wilden Kurden. Früh am nächsten Morgen erwichen der Scheich in meinem Zelte. Er wollte Abschied nehmen. Ich gab demselben ein Silbergeld als Nachschick (Trinkgeld), auf das er auch gewartet hatte und war froh, denselben los zu haben.

Von Räubern überfallen.

Das Frühstück war beendet, ich konnte abmarschieren. Ich bestand mich immer noch in den Bergen. Meiner Karte nach hatte ich vor 35 Kilometer kein Dorf, ich nahm mir vor, diese Nacht um einer ähnlichen Subdignu wie in Kafch zu entgehen, außerhalb des Dorfes zu lagern. Von der Höhe aus sah ich das Dorf Jam und noch nach dem Abendessen den herrlichen Ausblick ins Tal. Meine Waffe lag, wie gewöhnlich, entsichert neben mir. Es war gegen Mitternacht, als ich die kalte Schnauze meines Hundes an der Wange fühlte. Schon wollte ich wieder weiterschleifen, als das Tier zu knurren anfang. Ich dachte erst an einen Wolf oder Hyäne, als ich das Wiehern eines Pferdes vernahm. Schnell löschte ich mit dem in der Feldflasche befindlichen Wasser die Glut des Lagerfeuers. Mein Hund wurde unruhiger, nur mit Mühe konnte ich ihn zurückhalten. Mit Ruhe wartete ich ab, hörte auch schon nach kurzer Zeit ziemlich lautes Sprechen. Das Zelt war abwärts eines Gebirgsweges, ich hatte Hoffnung, nicht bemerkt zu werden.

Jedenfalls hatte ich die Waffe in der Hand, um mich im Notfall verteidigen zu können. Kurz darauf sah ich im Mondschein zwei berittene Kurden, wilde Gestalten, mit enganliegenden Rod aus derbem Wollstoff, weiten Beinleidern und die schwarze Lammfellmütze als Kopfbedeckung. Beide befanden sich in anregender Unterhaltung. Ich hatte Arbeit, den Hund zurückzubalten, der jeden Moment vorzusehen konnte. Beide waren in der Nähe meines Lagers, schon glaubte ich unbemerkt zu sein, als der Hund sich losriß und mit fürchterlichem Geheul auf die beiden losfährte. Dieselben waren so erschrocken, ich bekam auf den gegebenen Gruß nicht die geringste Antwort. Nach einer Weile sprangen sie aus dem Sattel. Der eine gab mir zu verstehen, den Hund zurückzunehmen. Doch dieser ließ keinen aus den Augen. Möglich sprangen beide wie auf ein Zeichen vor, der eine gegen mich, der andere gegen meinen Hund. Mit der Waffe hielt ich einen der Geaner in Schach, den anderen hatte der Hund am Hals. Er krierte aus Leibkräften. Nach wenigen Minuten waren wir beide Herr der Situation. Die beiden Kurden, die außer Messer ohne Waffe waren, setzten sich stillschweigend auf ihre Pferde und ritten mit allerlei Berwünschungen gegen mich davon.

Nach manchem hartnäckigen Auf- und Abstieg im Gebirge erreichte ich nach zehntägiger Wanderung Tabris, die Hauptstadt der persischen Provinz Azerbaïdian. Die Stadt von etwa 200 000 Einwohnern macht einen ziemlich oden Eindruck. Industrie ist kaum zu sehen, dagegen blüht der Teppichhandel. Die Straßen sind alle sehr eng und schlecht, die Häuser einstöckig und aus Lehm erbaut. Durch schmutzige enge Gassen, wo Scharen von Bettlern auf dem Boden liegen, um zusätzliche milde Gaben für ihren hungernden Magen zu betteln, gelangt man in den Basar, der, wie in allen orientalischen Städten, sehr lebhaft ist. Die Bevölkerung Tabris besteht in der Hauptsache aus Perien, die alle sehr janatlich sind. Keinem Nichtmuselman wird es in Tabris vergönnt sein, in einem persischen Restaurant speisen zu können.

Zwei Tage später hatte ich Tabris hinter mir, die Sonne brannte heiß, ich war ständig auf der Suche nach Trintwasser. Der Ort Saïd-Abad war erreicht, ich mußte selber kochen, es war unmöglich, von den Perien etwas kaufen zu können. Ich war mißgestimmt über diese Verhältnisse des Landes, in dem ich noch etwa 5000 Kilometer zu reisen hatte, ohne jede Bahnverbindung. Einige Stunden später fand ich eine Quelle, wo ich lagerte. Ich befand mich abseits von der Karawanenstrasse und war somit sicher, nicht belästigt zu werden. Doch bald kam wieder eine andere Sorge. Der Himmel verfinsterte sich, ein Unwetter wie ich es selten erlebt habe. Zum Glück, mein Zelt war gut und wasserdicht. Ich mußte erst abwarten, bis die Sonne es wieder getrocknet hatte. Und so erreichte ich das Städtchen Mianeh, wo ich mich mit Proiant versorgte und passierte ein Tag später die bekannte Silberstadt Zendschan, wo unzählige der kleinen Silberwerkstätten zu sehen sind, in denen Tausende von silbernen Tabak- und Zigarettenfabriken fabriziert werden. Hier sah ich die ersten Opiumläden. Der Genuß dieses Giftes ist die Hauptleidenschaft des Perieners. In jeder Stadt, im kleinsten Orte, von hier aus, sind Teekhäuser, es gibt auch Speziallokale, wo nur Opium verabreicht wird, gefüllt von Raucher, die sich dieser Lebensweise hingeben. Die meisten der Raucher sind abgemagert, mit schrecklich gelber Farbe. Die Opiumpeife besteht aus einem roh zubereiteten Holzrohr mit dem am Ende befindlichen Porzellanfuß. In der vorhandenen kleinen Öffnung wird das Opium durch eine glühende Kohle in Brand gesteckt. Der Rauch hat einen widerlichen, süßlichen Geschmack. Der Raucher fällt nach dem Genuß dieses Giftes in einen schweren Schlaf mit eben solchen Träumen. Es gibt sehr viel Opiumweinen,

Im Sauerkrautfaß nachweisen lassen, sondern nur im Sauerkraut selbst. Wir wollen also weiter „Sauerkrautesser“ bleiben wie bisher.

Die Wasserkräfte der Erde. Die Gewinnung der „Weißen Kohle“, wie die aus dem Gefälle der Ströme gewonnene elektrische Energie genannt wird, aus dem Gefälle des Hochseins (Strecke Konstanz-Basel) in einer Einheit von 846,550 PS Jahresleistung als dem größten Kraftspender Europas, bildet im Vergleich mit den Wasserkräften der Erde nur eine kleine Menge. In runden annähernden Zahlen: ausgedrückt, erreichten die ausgebaute Wasserkräfte der Welt im Jahre 1920 im ganzen 23 Millionen, im Jahre 1923 schon 29 Millionen und im Jahre 1926 sogar 33 Millionen PS. Die Zunahme innerhalb von 2 mal 3 Jahren betrug also 6 und 4 Millionen PS. Von den 33 Millionen PS entfallen auf Europa 13 100 000, auf Nordamerika 16 800 000, auf Südamerika 750 000, auf Asien 2 100 000, auf Afrika 14 000 und auf Australien 240 000 PS. — Die gesamten Wasserkräfte der Welt belaufen sich schätzungsweise auf 454 Millionen PS. Davon entfallen auf Europa 58, auf Nordamerika 66, auf Südamerika 54, auf Asien 68, auf Afrika 190, und auf Australien 17 Millionen PS. Afrika verfügt also über die größte Menge Weiße Kohle; der Kongofstrom allein könnte rund 90 Millionen PS, oder den fünften Teil der Weltmenge überbauen liefern.

Literatur

Alfons Goldschmidt. Auf den Spuren der Azteken. Ein mexikanisches Reisebuch mit 63 Bildbeilagen. Berlin 1927. Unterwald-Verlag für Alle (Der 4. Band der Jahreshefte der Nationalökonomie an der Universität von Merito tätig. Diese Zeit benutzte er nun, Land und Leute dieses interessanten und wichtigen Gebietes zu studieren, von dem die meisten Europäer sehr unzureichende Vorstellungen haben. Für die Europäer sind die Azteken die Urbewohner des heutigen Mexiko, die Kanopitum-Kariak einer absterbenden Rasse, die einstmal normal war, heute aber nur noch als Ueberbleibsel in Karikaturen erscheinen soll. In Wirklichkeit sind die Azteken noch heute als Rasse hart und edel, eine Fortsetzung Amerikas. Dieses Bewußtsein ist langsam, aber mit Energie, sich politische Selbständigkeit und innere Freiheit zu erobern. Aus diesen reichen Erfahrungen über Land und Leute schreibt Alfons Goldschmidt in seiner, dabei populärer Art, die nirgendwo platziert wird, dieses große Reisebuch von Leben und Irtühendem Geist, reich an menschlichen, politischen, ökonomischen und kulturellen Erkenntnissen. 63 unbedante Abbildungen auf Kunstdruckbeilagen in Sepia erweitern die interessanten, gelivollen Ausführungen auf Belle. Aus dem Wert, das auf bestreuten Bahnen mit nachherigen Tuden gedreht und in schönem Ganzleinen gebunden ist, hat Goldschmidt ein Reisebuch im wahren Sinne des Wortes geschaffen. Die Unterwald-Verlagerei für Alle, Berlin NW. 7, die dieses Buch als 4. Jahresband herausgibt, ist die bekannte fortschrittliche Verlagsgemeinschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die junge Weltliteratur zu fördern und zu unterstützen. (Prosopete kostenlos bei der Geschäftsstelle.)

Im Bernheimwald. Von Wilhelm Bölsche. Mit Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild (Kosmos-Büchchen). Stuttgart, Kosmos, Franzosische Verlagsanstaltung, Geh. 1,25 RM., geb. 2 RM. — Wie die Dattelpalme an der Elise wächst, und als die Magone noch als wildes Naturkind in untern Wäldern blühte, das ist die Zeit, in die uns das neueste Kosmos-Büchchen von Wilhelm Bölsche führt. Wir reisen gern in exotische Länder, und wenn wir nicht die Möglichkeit dazu haben, so folgen wir gespannt den Schilderungen der Reisenden, die jenen Vorzug genossen haben. Auch Bölsche führt uns in ein exotisches Land, nur daß dieses jetzt Benzoe-Erde ist, der Ostfriesland, an dem nun schon seit dem Altertum der Bernstein gefischt und gehoben wird. Eine Reize in dieses Land ist allerdings nicht so einfach wie jetzt mit den modernen Verkehrsmitteln, denn erst nach vielen tastenden Vermutungen über die Natur und die Herkunft des Bernsteins sind wir zu der Gewisheit gelangt, daß der Bernstein aus Harztropfen entstanden ist, und welcher Art die Bäume waren, die damals das Uferland der Elise bedeckten, ließ sich erst durch die genaue Untersuchung der in vielen Bernsteinstücken enthaltenen Aufschlüsse ermitteln. Die Harztropfen konnten natürlich keine Bäume tonfrieren, sondern nur kleine Bruchstücke. So ist es denn ungemein reizvoll, der auf die langjährigen Forschungen des Spezialisten gefällten Dorchlelung Bölsches zu folgen, der hier wieder seine meisterhafte Kunst bewährt, indem er uns ein anschauliches, lebensvolles Bild einer vorgeschichtlichen Periode vorführt.

„Der Bucherwurm.“ Monatschrift für Bücherfreunde. Einhorn-Verlag, München. Jährlich 10 Hefte, 3 RM. — Die „Verfälschung Deutschlands“ als eine verhängnisvolle Gefahr für unser Volkstum setzt der Einleitungsansatz des Berliner Wabanoogen Edward Syta ger im Juni-Hefte des „Bucherwurms“; keinen von reichster Sachkenntnis getragenen Gedanken und Forderungen wird jeder aufrichtige Deutsche nur zu sehr zustimmen müssen. — Bessere Artikel gelten dem Andenten des vor kurzem verstorbenen Schweizer Dichters Heinrich Heiner, wenn dem Volkschriftsteller Peter Hofegger, dem noch immer zu wenig Gelernten. — Hanns Josts bringt ausführlich über sein Veteninnsbuch „Ich glaube“. — Eine gute interessante Abdruck, Bücherbesprechungen und Hinweise runden im Verein mit dem sehr amüsanten „Kanopitum“ das reich bebilderte Heft zu einem wohnungstunigen Ganzen. — Wo.

Die Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauentatuar“ betrieblidat alle Wünsche der Frau in erstklassiger Weise. Schon die Ausstattung ist künstlerisch wunderbar. Kein Schimmer von der üblichen Schlichtheit. Die Modedikt der Hefte sind weit davon entfernt, Attrappen irgendeines Dudenmagazins darzustellen. Aktivierte, gebiegen und von vornehmem Geschmack zeigen sie die Kleidung als Schmutz und Hülle und als Gedränggegenstand, die ihren Sinn: zu dienen, auch durch praktische Art und Solidität, klar vorführt. Der Band der loslösenden Probestoffe kann sich jede Frau von der Reichhaltigkeit des Wismaterials und der Zeitbeiträge aus derufenen Federn überzeugen. Das Zillbest mit feinem hoch-

nummerischen Charakter ist loeden erschienen. Die schon im letzten Heft geordnete Anordnung zu den Reifevorbereitungen wird vervollständigt durch die neuesten Kuffische Antiquaria / Antiquaria (Anfertigung der passenden Kuffen). Auftragsbestellungen, Expedieren etc. (Schnittmusterbogen). Preis des Einzelheftes 1,20 RM., Vierteljährlich 3 RM. Bezug durch jede Buchhandlung, die Post oder den Verlag G. Braun, Karlsruhe i. B.

Käselecke

Bilder-Käsele



Buchstaben-Käsele

Ich bin so manchen Wäddens Traum, Wie eine „Bum“ am Lebensbaum; Doch geh' ich meine Spibe her, Schwimm ich als Fisch im groben Meer.

Käseleauflösungen

Reimeräunungsräsele

Viel versprechen, wenig halten, Fremde Güter schlecht verwalten, Gott und seinen Glauben schmäheln, Aber sich zum Gott aufblähen, Wahlos sein in seinen Mitlein, Stets nur lästern und betrüeln, Wenig schaffen, Vbraten schmäeln, Vielleicht „nein“ mit „dein“ verwetseln, Großer Aufwand, trecher Kump, Und — schon fertig ist der Lump!

Buchstaben-Käsele. MaKi, Oborn, Nader, WaSchbaus, Treue, VanH, CNael, MoLor, KleSe, KNovi, MeLoDr, CSpicel, WindE, KWalfe, — Konstantinopol.

Richtige Lösungen sandten ein: Friedrich Ritscht, A. Schäfer, Karlsruhe.

Englischer Humor

„Kosige Waaen sind doch ein Zeichen von Gufundheit?“ „Das will ich meinen!“ „Aber heute früh habe ich ein junges Mädchen gesehen, das war auf der einen Seite gesünder als auf der anderen.“

„Liebst du mich aufrichtig, teure Helene?“ „Mehr als alles auf der Welt, lieber Bill.“ „Aber ich bin doch nicht Bill, ich heiße Ja Ja.“ „Am Gotteswillen, jetzt habe ich wirklich geglaubt, heute sei Mittwoch.“

Ein Neger, der wegen eines Diebstahls angeklagt war, wurde vor Beginn der Verhandlung durch seinen Verteidiger eingehend belehrt. „Sam du weißt doch, was mit dir geschieht, wenn du schließt?“ fragte der Advokat seinen Klienten. „Freilich weiß ich's, Herr. Ich komme in die Hölle und muß dort brennen.“ „Sehr richtig, und du weißt auch, was geschieht, wenn du die Wahrheit sprichst?“ „Natürlich“, sagte Sam, „dann verkieren wir unferen Prozeß!“

Die vierjährige Mary hatte bei ihrer Mutter ein paar weiße Haare entdeckt und machte sie darauf aufmerksam. Die Mutter benutzte natürlich die Gelegenheit um an ihre Antwort eine moralische Auhandlung zu knüpfen: „Weedmal, wenn du unartig bist, bekomme ich ein weißes Haar“, worauf die kleine schlafertig antwortete: „Dann müßt du aber dein ganzes Leben lang recht unartig gewesen sein und Großmutter fürchtbar geärrert haben!“

Es war ihr erstes Kind, und sie waren nicht wenig stolz auf den Stammhalter. Um so größer war der Verger der glücklichen Eltern, als sie bei der ersten Ausfahrt des Babys bemerken mußten, daß jeder der Vorübergehenden den Kinderwagen mit ironischem Lächeln betrachtete. Bei der Heimkehr wurde ihnen des Käsefels Rührung. Sie bemerkten erst recht, daß am Bordsteif des Wagens unter der Firma des Fabrikanten in großen Buchstaben die Inschrift prangte: „Unfer eigenes Erzeugnis. Es gibt nichts Besseres.“ Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

ter Lebensart hinsehen, sind nach meinen Jahren gewöhnlich vollständig suarunde gerichtet. Sie sind schlapp und energielos und können ohne Opium nicht mehr leben. Hunderte dieser Analüdischen liegen auf der Straße. Man erkennt sie an dem schlaffen Gange, den müden, hieren Blicken und der gelben Gesichtsfarbe.

Ein böses Abenteuer.

Ich befand mich auf dem Wege nach Kawatin. Mein Lager war in einer Talniederung, dicht bei einer Quelle. Ich konnte mich somit wieder an Wasser sättigen, was für mich immer ein Festtag war. Das Abendessen war vorüber und bald schlief ich neben meinem treuen Wächter. Da die Gegend ziemlich unbewohnt ist, dachte ich an keinen Überfall und ließ das Feuer ruhig weiter brennen. Mein Hund wachte mich nach einigen Stunden, ich mußte, daß Gefahr im Anzuge war. Nicht lange danach, als ich von einigen Gestalten von rückwärts überfallen wurde. Mein Schuß abgeben, der einen der Angreifer am Fuße verwundete. Mein treuer Hund sprang einem an die Kehle, bekam aber einen Schlag, so daß er neben mir umfiel. Die Waffe wurde mir entzogen und bald war ich an Händen und Füßen gefesselt. Jetzt erst konnte ich meine Gegner betrachten. Sieben an der Zahl, einer wilder wie der andere. Meine Sachen wurden aus dem Zelte genommen, Photoapparat, Zeißglas, Uhr, alles eigneten sich die Helden an. Zum Glück hatte ich Geld und Tabak im Kof eingetauscht, so daß die Räuber sehr erstaunt waren, nur einige Silberstücke vorzufinden. Kurz darauf zogen die Helden mit ihrem am Fuße verwundenen Kumpanen ab und ließen mich in meiner trostlosen Lage zurück. Ich versuchte die Quelle zu erreichen, wo ich mit meinem Hunde mich an Wasser sättigte. Nun versuchte ich durch Kriechen vorwärts zu kommen, doch es war schwer. Ich mußte mich schrittweise durch Abstoßen mit den Armen und Füßen vorwärtsdrücken. Und so ging es Stunde für Stunde. Der Durst fing wieder an. Ich sah die Karawanenstraße etwa einen Kilometer im Tale vor mir liegen, doch es schwindelte mir bei dem Gedanken, auf diese Weise vorwärtszukommen. Ein reißender Gedanke kam mir. Ich legte mich der Länge nach an den Hang und ließ mich wie ein Fels hinabrollen. Durch das Gestrüpp, welches am Hang wucherte, über unerwartet, blutete ich im Gesicht und an den Händen. Doch ich war errettet. In glühender Sonnenhitze lag ich da, in Erwartung eines Menschen. Endlich nach zwei Stunden sah ich eine Karawane, deren Führer mir sofort die Fesseln abnahm. Ich war frei und schlief mich der Karawane an. Es war schon Nacht, als wir Kawatin erreichten. Mein erster Gang war zur Polizei, wo ich mein Erlebnis schilderte und bei um sofortige Nachforschung nach den Räubern. Mit einem Kommissar durchsuchte ich wohl ein Dutzend Karawanenstellen (Herberge für Karawanen) ohne Erfolg. Endlich erfuhr ich von einem am Fuße verwundenen Verlet. Ich mußte es waten die Gassen. Der Führer der Karawanen führte uns in den Vorhof, wo mehrere Gruppen am Feuer lagerten. Schon von weitem erkannte ich die Händchen. Ich sah die erstaunten Gesichter der Helden, welche mich wohl verschmädet in der Stube wählten. Bald war ich im Besitze meiner Habe, die Räuber wurden gefesselt und abgeführt.

Am nächsten Tag war ich Gast des Gouverneurs, der sich wegen dieses Überfalles entschuldigte, doch all dies ließ mich nicht verlassen, was ich in diesem Lande durchmachen mußte.

Ueber Kiwatins Eisfelder

Von Karl Dör.

Der norwegische Forscher Christian Vedén, einer der jüngeren Nordlandforscher, hat seine dreijährigen Erlebnisse unter den kanadischen Eskimos in einem Buche unter obigem Titel im Verlage E. A. Brodhaus, Leipzig, erscheinen lassen. Damit brachte der Verfasser, der sich außerordentlich verdient macht um kulturelle Vermittlung und Erforschung des Polargebietes, eine weitere vollständige Darstellung des Lebens und Treibens eines bisher unbekanntem Volkstammes im nördlichsten Kanada.

Christian Vedén, der kühne Forscher, ging im Juli 1913 in Montreal an Bord eines Newfoundland-Fischereifahrers, um Sitten und Gebräuche der westlich von der Sudonbucht lebenden Eskimofamilie zu erforschen. In Sturm und Eis und Nebel erreichte er Labrador, arbeitete sich mit dem Schiff durch hartes Treibeis, und kam nach Port Burwell, einer kleinen Eskimofiedlung mit wenigen Missionaren und Pelzhändlern, mit einstmals gesunden und kräftigen Eskimos, die heute unter dem verderblichen Einfluß der Zivilisation von ansteckenden Krankheiten geplagt sind, sehr abgemagert und als einem starken Jägervolk ein hilfloses Proletariat wurden, das nun ausbleibenden Pelzhändlern und Gesellschaften noch mehr proletarisieren wird.

Einige Tage später fährt das Schiff nordwärts, durch die Sudonstraße, in der das Nordlicht aufflackert, in leuchtenden Farben leuchtet, das Meer flüßert alihert und dem Beschauber die Wunder des tausenden Nordlichtes offenbart. Nach vierstündiger Überquerung der Sudonbucht kam das Schiff in Churchill, dem einzigen Hafen an der Westküste der Sudonbucht an, bleibt einige Tage, um dann ohne Christian Vedén wieder zurückzufahren. Der Forscher bleibt in Churchill, einer alten Festung mit verrosteten Kanonen, verfallenen Mauern und einer Polizeistation.

Freunde muß sich hier Christian Vedén suchen, mit denen er die weite Reise ins Innere des unerforschten Landes unternommen kann. Kommt von den freundlichen Eskimos getraut sich in der Zeit der großen Regenstürme hinein in die großen Boote, um hinaus zu fahren ins Land der Karmernut, dem Eskimostamme, der 500 Kilometern

entfernt nach vielen Meilen weiten Weges eine kleine Besiedlung aufzusuchen, bemüht sich dann noch um die Besiedlung, die noch schwerer aufzusuchen ist, weil sich auch schon hier, in Churchill, die Eskimos abhängig fühlen von den allgewaltigen Pelzhändlern, die nicht gerne leben, daß Eskimos anderen Arbeitendiensten verrichten, als für die pelzhafte und mächtigen Gesellschaften. Bald ist ein Boot fahrbereit, mit Rufen und Rufen, Felsen und Gewehren, Schwierigkeiten, die zu ihren Töchtern fahren wollen, mit Lebensmitteln und Gerätschaften, voll, so voll, daß die Polizei Einwände gegen die schwere Verladung erhebt. Doch alles geht gut ab, bis wieder ein mächtiger Orkan losbricht, die Fahrt für Tage unterbricht, und sie erst endgültig für den 30. September ausfährt. Es geht mit Mann und Maus im offenen Boot nordwärts, oft fährt das Boot fest, wird umbrandet vom losbrechenden Orkan, landwärts getrieben, und immer häufiger vom Sturm an die gefährlichen Klippen gedrückt, bis es schließlich in einer schmalen Bucht Anker wirft, und so den gemaltigen Sturzsee enttrifft. Geschwind werden Felle aufgeschlagen, das beschädigte Boot in Ordnung gebracht und Trinkwasser gesucht. Und nach schwerer Arbeit geht es in die Felle. Mehrere Tage hält der orkanartige Sturm an, bis wieder die Sonne untergeht, ein friedlicher Abend anbricht, das Boot für einen anderen Tag fahrbereit gemacht werden kann, und am 6. Oktober bei frühem Morgenlicht das Boot durch das immer noch aufgewühlte Meer weiter nordwärts treibt.

Nicht lange dauert die Fahrt. Kräfte werden durch die Brandung, neisender der Orkan, eine mächtige Sturzwelt wirft das Boot aufs Land, zertrümmert liegt es am Boden, umgeben von zerstörten Lebensmitteln, Waffen und Geräten! Schiffbruch! ... schreibt Christian Vedén unterm 11. Oktober in seinem Buche! Verwirrt fragt er sich: Soll das also das Ende der Fahrt sein? Schiffbruch an der Küste, Tawinde von Kilometern abwärts der abisfisierten Welt!

Es geht dann am 6. November mit dem Hundeschiff durch Schneetreiben, tolen Sturm, von bungrigen Wässern verfolgt, langsam vorwärts, nachdem die Expedition Tage obdachlos in Sturm und Frost verbracht, hungerig, friegigen Schneestürmen ausgeleitet war und aus gewaltigen Eisblöden Schneehäuser errichtet hatte. Bald langt die kleine Expedition, deren andere Hälfte in den erbaute Schneehäusern zurückgelassen ist, an der Grenze der Eskimowelt an, baut sich am Rande des Waldes ein Schneehaus, und erfreut sich an den letzten Bäumen, die die Grenze bilden zwischen den Gebieten der Eskimos und Indianer, Wölfer und Stämme, die sich früher blutig bekämpften, heute aber unter dem Einfluß der Pelzhändler und der Zivilisation sich friedlich vertragen, nichts mehr wissen von Blutrache und grauenhaften Kriegen, sondern gemeinsam den Händen ihre Handzettel verkaufen.

Kiwatins Eisfelder denken sich wie ein weißblauer Taub aus, nur wenig von Hügeln unterbrochen, immer in der einen Gleichförmigkeit von Schnee und Eis. Christian Vedén stellt dann freudig fest, daß er doch trotz aller Schwierigkeiten nach dem Norden gekommen ist, in unerforschtes Land, zu Menschen, die noch unbekannt waren von den „Segunanen“ der Missionare, von der Habsier der Pelzhändler und den zweifelhaften Erwerbissen der Zivilisation. Hier trug der kühne Forscher ein ausgezeichnetes völkertunliches Material auf, um, aus dem Stamm an Stamm, unter suchte das Leben der Sauerformulierten, ihre Beziehungen und Lebensgewohnheiten, ging mit ihnen auf die Jagd, freundete sich mit ihnen an, mit den lachenden und strahlenden Menschen, die den Stürmen des Schnees ausgeleitet sind und einen harten Kampf um Leben und Brot führen müssen.

Doch immer weiter treibt es den Forscher, lüchlicher zu den Binneneskimos, zu denen ja auch schon die genannten Sauerformulierten gehören, aber erst die dritten von Süden her zerehnet, hinunter zu dem Stamme der Westküste an der kanadischen Nordküste, die in dem unerforschsten Eskimolande leben.

In seinem lebendig geschriebenen Buche, das packende und aufregende Darstellungen gibt, mit feinem Humor durchsetzt ist und ausgezeichnetes ethnographisches Material enthält, uns einführt in das Leben und in die Gewohnheiten eines von der Zivilisation noch unbeeinflusst gebliebenen Naturvolkes, schreibt Christian Vedén mit knappen Sätzen, daß es viel wichtiger wäre, die Naturvölker zu studieren, die doch bald vom Erdboden verschwinden werden, dank unterer weiterschreitenden Zivilisation, als sich Ruhm und Ehren holen zu wollen, bei der Erforschung des Nordpols und der Entdeckung der Himalajagipfel, die uns nicht „fortkaufen“ würden. Vedén überschreibt dieses Kapitel seines Buches beziehungsweise „In erster Stunde“, um warnend und mahnend die Stimme zu erheben, damit die Schnellgüter der technischen Entwicklung nicht zu rasch das Ende der Naturvölker besiegeln, und die alten Kulturen der Völker verschwinden.

Christian Vedén macht weiter hinunter an die Chesterfieldbucht, geht dann mit seinem Reisegefährten „Kallashaf“ auf die Bärenjagd, fängt mit ihm Seehunde, wartet bis der Frühling kommt, der die Eskimos über Nacht obdachlos machte, da in ihm die Schneehäuser hinstürzen. Auf den weiten Wanderungen durch die Eiswüste veracht der kurze Sommer mit den blühenden Farben, kommt rasch der frühliche Herbst, es naht der dritte Winter mit den Stürmen, den Christian Vedén diesmal auf einer einsamen Insel erlebt, ohne Aussicht fortzukommen, hunoend und friehend, die Zeit vertreibend mit kinomatographischen Aufnahmen, die er in den drei Jahren seiner Wanderungen machte. Doch eines Tages glückt der Aufbruch, sie wandern einem Eskimolager an, feiern an dem Ufer eines kanadischen Sees Weinachten, laufen dann wieder auf Hundeschiffen, durch die Eiswüste, kommen nach Monaten nach Chesterfield, besteigen das Schiff, und treffen dann am 14. Oktober 1916 in Ottawa, der Hauptstadt Kanadas, nach vielen Abenteuern, schweren Schicksalschlägen, reichen völkertunlichen Ausbeuten, ein

leben sich hier auf, um wachsend getrennt über den Winter zu bleiben. Vedén muß man das allmählich beschriebene und lebendige Buch über „Kiwatins“ von Christian Vedén, dem erfolgreichen norwegischen Forscher, der packend zu schildern weiß über Leben und Gewohnheiten der kanadischen Eskimos.

Wie leben die Indianer?

Wir entnehmen diesen Aufsatze mit Genehmigung der Badischen Zeitung, Berlin SW., 61. Zeitungsstraße 5, Nr. 10, vom 2. Dezember, „Land des Frühlings“, eine Reise in Mexiko. Ein ganz eigenartiges Reisebuch mit 140 Originalaufnahmen des Verfassers, 452 Seiten Hart. Das Buch ist zum Preise von 4.50 M. die Mittelglieder der Völkeralphäre Gutenberg (Monatsbeitrag 1.50 M., 1.00 M. und 0.50 M. je nach Ausmaß der Wäcker, Eintrittspreis 0.75 M.) herauszugeben.

Wagen oder Karren können in dem Gelände, wo der Indianer lebt, nicht gebraucht werden. Die Pferde ziehen sich Stunden und Stunden weit durch dichten Urwald oder über steinige Geländeböden. Sie sind oft gerade breit genug, daß ein Mann da gehen kann.

Deshalb muß der Indianer alles auf seinem Rücken schleppen. Er hat die Last auf dem Rücken, aber er trägt sie mit dem Nacken. Um die Last geht ein harter Strick. Oben ist in diesem Strick ein kurzer breiter Gürt aus Leder oder aus einem starken gelegenen Stoff eingewickelt. Dieser Gürt wird um die Stirn gelegt, und dadurch wird die gesamte Last mit dem Nacken gehalten und mit dem Nacken getragen. Ich habe es selbst ausprobiert, und ich habe gefunden, daß sich auf diese Weise eine Last leichter tragen läßt, als wenn man die Gürtle über die Schultern legt und unter den Armen durchzieht, wie es in Europa geschieht, wenn Lasten auf dem Rücken getragen werden.

Der Indianer trägt Lasten von dreißig bis sechzig Kilo in dieser Weise Hunderte von Kilometern weit. Damit trottet er über die schlechtesten Wege, klettert an heißen Bergflanken hinauf, friedert damit durch dorniges Gestrüpp, wandert über Geröll und lehmige Stellen, durchwaten Flüsse, wandert damit herunter von den kalten Höhen in das tropische Flachland, durchwandert es und klettert wieder hinauf, um den zweiten Höhenzug der Sierra Madre zu überqueren. Müdigkeit scheint er nicht zu empfinden. Und wenn er sie fühlt, überhört er sie nicht. Und diese Arbeit tut er, trotzdem er keine andre Nahrung hat als Tortillas, schwarze Bohnen und Wasser. Wo er sich hinlegt, da ist sein Bett. In einer Ecke der Vorballe eines Farmerhaujes auf dem flachen Steinboden hockt er sich hin und schläft in dieser hockenden Stellung oder legt sich hin und zieht die Knie so weit heraus, wie es nur geht. Er kann in jeder Stellung und auf jeder Unterlage schlafen.

Die Indianer, die in den Städten groß geworden sind, vielleicht sogar noch etwas europäisches Blut in sich haben, sind schon nicht mehr so leicht in ihrer Haltung. Sie lieben es, wenn sie neben einem herkommen, über die schwere Last zu können, obgleich sie weniger tragen als der primitive Indianer, sie jammern über die Hitze, über den weiten Weg und was nicht noch alles. Aber sie tun es nicht, weil sie weniger zu sind, sondern sie tun es, um eine kleine Lohnvermehrung herauszuquetschen oder ein paar Zigaretten oder eine Limonade oder um für die Reise einen Tag mehr zu machen und so einen Tag mehr bezahlt zu bekommen. Manche von diesen städtischen Indianern machen einem durch ihr ewiges Lamentieren und Stöhnen das Reisen oft zu einer Qual. Sie bekommen schon von vornherein die Hälfte mehr oder gar doppelt mehr, als der einfache Indianer erhält; gibt man ihnen nun wirklich mehr, so hört das Stöhnen trotzdem nicht auf. Aber ich habe auch unter denen Belasteter gefunden und gehabt, mit denen zu reisen eine Freude war.

Die ganze Last, die der Indianer auf Stab bringt, sei es Mais, oder Gras, oder Heu, oder Töpfe, oder Holzstöße, oder Holz, trägt ihm vielleicht fünfzig Centavos oder achtzig, selten genug einen Peso, oft sogar nur zwanzig Centavos ein. Dafür hat er die Produkte zu bauen, zu pflegen, zu ernten, für den Verkauf herzurichten, zur Stadt zu schleppen und dort damit zu warten oder von Haus zu Haus zu ziehen, bis er einen Käufer findet. Und was er selbst für den Erlös dann einkaufen kann, ist oft hemiltenswert wenig.

Das Geld, das sie erhalten, nehmen sie in den Mund und beißen darauf, um zu sehen, ob es auch echt ist und nicht etwa aus Blei oder aus Holz. Denn es wird auch noch oft genug verkauft, den Indianer um die paar Centavos zu bringen, dadurch, daß man ihm falfches Geld oder auch Spielmünzen gibt. Trotzdem er nicht jeden Mann, was auf den Münzen steht, so kennt er doch den Wert jeder Münze genau, und er kennt auch sehr gut die Münzen, die außer Kurs sind.

Glaubt der Indianer, daß er betrogen worden sei, entweder mit dem Geld oder beim Einkaufen, so geht er zur Polizei. Er weiß, dann kommt er zu seinem Recht; denn in Zweifelsfällen ist heute die Polizei auf Seiten des Indianers.

Das Geld, das er einnimmt, wird meist sofort wieder für irgend etwas, das er braucht, ausgegeben. Er kehrt wohl nie vom Markte heim, ohne reichlich Früchte einzukaufen, die aus dem trostlichen Tiefenlande von andern indianischen Händlern heraufgebracht werden. Unter diesen Früchten sind es besonders die Mangos, auf die der Indianer wie verfallen ist. Wenn man ihm die Geschichte des Paradieses verkündeln möchte, muß man wohl schon an Stelle des Apfels einen Mango oder wenigstens eine Banane setzen. Denn für einen Mango läßt er sich aus dem Paradies vertreten, ob er sich aber auch eines Apfels wegen das Paradies verhergen würde, glaube ich schwer.

Senes Geld, das er nicht ausstaut, trägt er in seinem Munde heim, weil er oft keine Tasche hat, in die er es stecken kann. Oft aber wickelt er es auch in einen Zipfel seines Kofutuches oder sonst in einer Decke, den er zur Hand hat. Die kultivierteren Indianer

entworfene kleine runde Beutelchen, aus sehr feinem Leder geflochten, die außerordentlich geschmackvoll mit natürlichen Pflanzenfarben gefärbt sind.

Die Indianer haben eine auffallende Vorliebe für Sauberkeit, für Sauberkeit des Körpers, der Wäsche und des Hauses. Wo und wann immer sie an einen Fluß kommen, sofort wird gebadet, oft vier-, fünf-, sechsmal am Tage. Man kann in der Tat an seinem Fluß vorbeigehen, ohne daß man nicht badende Indianer darin sieht. Auch die Frauen baden. Aber sie baden stets getrennt von den Männern. Den Kopf behalten die Frauen beim Baden an, und sie lassen ihn nach dem Bade am Leibe trocknen.

Die Kleider sind oft nur Lumpen, aber sie sind immer sauber gewaschen. Und die Häuser mögen innen noch so primitiv aussehen, aber sie sind blitzsauber. Und sauber ist das Gesicht, auch wenn es oft nur noch Scherben sein sollten.

Wenn eine lange Trockenperiode ist, dann ist es traurig mit anzusehen, wie die Indianerinnen nach Wasser jagen gehen, um sich zu wuschen. Kilometerweit laufen sie dann mit ihren Wäschelasten auf dem Kopfe, um zu einem Fluß oder zu einem Bimial zu kommen, wo sie sich ihr Haar und ihre Wäsche waschen können.

Um so erstaunlicher ist es dann, alle diese Leute so voll von Käufen zu sehen. Aber so voll, daß darüber sogar der verkaufte Bauer eines Balkanlandes noch erstaunen würde. Doch erstaunlicher aber ist es, daß die Indianerinnen jede Minute, die sie nur sparen kann, dazu verwenden, die Käufe auf dem Kopfe ihres Mannes, oder ihrer Kinder abzuleiten, während ihr wieder diesen Liebesdienst eine Nachbarin oder eine ältere Tochter erweist. Bei der übertriebenen Keiligkeit in allen anderen Dingen wäre es für diese Menschen eine Keiligkeit, alle Käufe in ein paar Tagen loszuwerden. Für ein paar Centavos irgendeine Salbe oder ein Balsam, den ihnen die Regierung sogar noch umsonst geben würde, möchte sie sofort von dieser Pest befreien.

Aber da scheint etwas mitspielen, was wir nicht begreifen. Die Leute behandeln die Käufe ebenso, wie es die Affen tun, also sie essen sie auf, sobald sie sie zwischen ihren Fingern haben. Ueber den Geschmack wollen wir nicht streiten, wir essen Käsemaden und Fleischmaden und Schneeflecken und Fleischchen und Schnecken, alles Dinge, vor denen sich der Indianer eckelt. Wegen seiner Geschmacksrichtung in ehbaren oder in trinkbaren Dingen soll man seinen Menschen oder seinen Charakter beurteilen.

Es sind nur die Frauen, die Käufe jagen und essen, einen Mann habe ich noch nicht gesehen, der es tut. Die Indianerinnen lieben nichts mehr als Käufe, das zu verabsäumen wäre. Sie findet das durchaus natürlich. Sie tut es in aller Öffentlichkeit, und sie tut es in einer Art, als ob das der einzige Zweck sei, für den die Laus wasche und gebeide. Es ist möglich, daß hier ein alter Aberglaube mitwirkt oder ein religiöser Einfluß. In ihrer früheren Religion kann die Laus vielleicht ein heiliges Tier gewesen sein, weil sie auf Menschen lebt, sich von ihrem Blute nährt und so ein Teil des Menschen ist. Möglich, daß der Glaube herrscht, das Blut, das die Laus gesaugt hat, muß dem Menschen wieder zurückgegeben werden, weil er sonst krank wird.

Ich weiß ein gutes Mittel um die Indianer von den Käufen zu befreien. Es ist nur nötig, dem Indianer zu sagen, daß die Käufe iguln an der großen Kindersterblichkeit sind, und daß die Käufe alle die Krankheiten übertragen, an denen sie sterben, dann macht er sofort ein Ende mit seinen Käufen. Freilich, so einfach ist das nicht, wie es hier erscheint, dem Indianer das zu sagen. Ehe man es ihm mit Erfolg sagen kann, muß er erst noch ein wenig näher zu denen gekommen sein, daß es ihm sagen wollen. Und nie ist es gelungen, daß es immer noch die Käufe ist, die kein Gottes Wille. Wäre es nicht sein Wille, so würden sie nicht sterben, weil ohne sein Willen nicht einmal ein Spatz Nagentranke bekommen kann. Wenn das Kind nur getauft ist, dann mag es rubig sterben, es wird den Eltern im Beifriedhof schon beigebracht, genügend neue Kinder zu zeugen; ob sie sterben, ehe sie einen Monat alt sind, ist durchaus Nebensache.

Welt und Wissen

Sauertraut als Lebenselixier. Das Sauertraut, das früher verächtlich als deutsche Nationalspeise bezeichnet wurde, erfährt durch die moderne Wissenschaft eine Ehrenrettung, und wir dürfen heute den früher von den Franzosen so gern für uns verwendeten Ausdruck „Sauertrauteleser“ nicht mehr als Beleidigung auffassen, sondern als einen Beweis dafür, daß wir die wichtigsten Nahrungsmittel schon früher in einem dunklen Drange gewöhnt haben. Die Bedeutung der Gemüse für die Ernährung ist durch die Entdeckung der Vitamine in helles Licht gerückt worden, und amerikanische Gelehrte wollen herausgefunden haben, daß das Sauertraut Milchsäurebazillen enthält, Organismen, denen Methionin und andere große Gelehrte eine besondere Wirkung für die Verlängerung des Lebens zugeschrieben haben. Daraus ist bei der Sauertrautverbreitung in den Vereinigten Staaten jetzt sehr gesungen, und die Fabrikanten sind dazu übergegangen, diesen heilsamen Stoff in der Form von Sauertrautsaft auf den Markt zu bringen. Man behauptet, daß der Saft des Sauertrautes in besonders hohem Maße die Eigenschaften besitzt, die die Gesundheit erhöhen und das Leben verlängern. Dem gegenüber aber wird in Scientia Americana betont, daß ein besonders günstiger Einfluss dieses Saftes durch nichts bewiesen ist. Auch er enthält wie das Sauertraut Vitamine, die für unsere Nahrung notwendig sind, aber wissenschaftliche Untersuchungen haben gezeigt, daß gerade die Stoffe, denen man eine Lebensverlängerung zumißt, sich nicht